

5. Die Konturierung des ›Fremden‹

Akzeptiertere und problematisierte migrantische ›Andere‹ im Alltagsdiskurs der Pflege

Race disappears into the seams of sociality,
invisibly holding the social fabric together
even as it tears apart.

David Theo Goldberg, »*Racial
Europeanization*«, 339

Die Erinnerungen an die erlebte Geschichte können sich als persistent und wirkmächtig erweisen. Der bisher ermöglichte Einblick in die Lebenswirklichkeiten der Sprecher*innen hat dies in Bezug auf ein kontemporäres Unbehagen gegenüber der Figur des*der Geflüchteten herausarbeiten können. Ausgehend von dieser Verstehensperspektive auf die Historizität der Gegenwart soll folgend in einem weiteren Schritt konturiert werden, mit welchen sozialen und diskursiven, potenziell rassistisch strukturierenden Wissensformationen als migrantisch gelesene Pflegekräfte im Feld der ambulanten Pflege konstruiert oder vielmehr *imaginiert* werden. So ermöglicht dieses Kapitel eine schärfere Zeichnung zweier von den weißen, deutschen Sprecher*innen eröffneten Kategorisierungen von als migrantisch gelesenen Anderen und der mit ihnen verknüpften ›sozialen Imaginationen‹ (Frieze 2017: 18). Nachfolgend werde ich sie als problematisierte ›Andere‹ und akzeptiertere wie gleichermaßen etabliertere ›Andere‹ benennen. In diesem Sinne fokussiert dieses Kapitel eine makropolitische Dimension mikropolitischen Handelns (Marchart 2008: 13) im Pflegealltag, die ich anhand der gesprochenen Sprache, der Mikroebene des Diskurses, analysiere und interpretiere. Die nachfolgenden Seiten leisten also eine wesentlich diskurstheoretische Annäherung an das »*aber*«, um »die Konstitution des Subjekts im geschichtlichen Zusammenhang« (Foucault 1978b: 32) vielschichtiger zu verstehen.

Für eine erste Annäherung an die ›sozialen Imaginationen‹ (Frieze 2017: 18) über ›das Fremde‹ führe ich spontane Aussagen von Pflegedienstmitarbeitenden an, die mir im Forschungsprozess während meiner gezielten Suche nach migrantischen Pflegekräften im Jahr 2019 am Telefon begegneten:

»Nein, ich beschäftige keine Migranten, an so etwas bin ich auch noch nie herangekommen.«

»Die Russlanddeutschen zählen ja nicht, die leben schon 20 Jahre hier.«

»Wir sind nur ein sehr kleiner Pflegedienst, wir haben nur unser Stammpersonal.«

»Ich bin gerade aus dem Urlaub zurück. Ein Kollege hat mir erzählt, wir beschäftigen jetzt jemanden von da unten aus Syrien oder dem Irak oder so.«

»Ja, wir haben so jemanden [aus Syrien] genommen. Aber der kommt ja vermutlich nicht infrage, der studiert hier nebenbei, hat ein Stipendium, er studiert molekulare Biotechnologie.«

»Na, in dem Sinne beschäftige ich keine Migranten. Einen Spanier, aber das ist ja kein Migrant.«

»Wir beschäftigen keine Migranten.« [Ich frage nach Menschen aus Europa, oder Menschen mit nichtdeutscher Herkunft, die schon lange hier leben.] »Oh doch, warten Sie, wir beschäftigen eine Vietnamesin, die ist aber schon ewig hier [mehr als 20 Jahre].«

»Nein, wir beschäftigen keine. (Pause) Na, Polen und Tschechen haben wir schon, dass sind ja aber keine Migranten, die sind schon hier geboren.«

»Wir beschäftigen keine Migranten, wir haben aber auch keinen Pflegefachkräftemangel.«

»Migranten in dem Sinne nie. Ich hab aus dem russischsprachigen Raum welche, aber die zählen ja nie als Migranten, die leben auch schon lange hier.«

»Jemanden, der in den letzten drei Jahren rübergekommen ist, haben wir nicht.«

»Nein, wir beschäftigen niemanden.« [Ich frage nach Menschen aus Europa, oder Menschen mit nichtdeutscher Herkunft, die schon lange hier leben.] »Ja, eine Polin und eine Ukrainerin. Die haben wahrscheinlich schon die deutsche Staatsbürgerschaft, sind mit Deutschen verheiratet, leben schon viele Jahre hier. (spricht gelangweilt)«

»Nein, wir beschäftigen leider keine Migranten, haben Sie welche für mich?«

»Wir haben wirklich bloß Leute von uns hier so (lacht unsicher).«

»Wir haben eine Frau aus Russland, die ist mit einem Deutschen verheiratet, auf diesem Weg ist sie auch hierhergekommen. Lebt schon lange hier. Das hilft Ihnen ja jetzt nicht weiter. Wir beschäftigen keine richtigen Migranten.«

»Ja, das [Mitarbeiter*innen aus Polen und Tschechien] haben wir schon auch, aber ich dachte, Sie meinen von ganz weit weg.«

»NOCH nicht.«

»Flüchtlinge beschäftigen wir keine.«

Begleitende Gedächtnisnotizen während der telefonischen Umfrage (im Zeitraum vom 20.05. bis 02.12.2019)

Wieso »Flüchtlinge«? »So etwas«? Menschen »von ganz weit weg«? Warum zählen Menschen aus (Ost-)Europa oder auch Vietnam offenkundig nicht zu den Migrant*innen¹, die ich suche? Fragen, die mich nach der telefonischen Umfrage beschäftigten und die erkennen lassen, dass ein überindividuelles diskursives Wissen und soziales Bild existiert, das bereits eine relativ eindeutige Kontur migrantischer ›Anderer‹ zeichnet. Die Auskunft gebenden Personen der einzelnen Pflegedienste verfügten also über ganz konkrete Vorannahmen darüber, wen ich suche, wenn ich nach migrantischen Pflegekräften in ihrem Pflegedienst fragte. Bereits hier wird erkennbar, dass nicht alle Menschen, die eine transnationale und/oder transkontinentale – als das hier wirksame alltägliche Verständnis von Migration – Migrationserfahrung kennen oder zugeschrieben bekommen, als ›Migrant*innen‹ entworfen werden.

So werden in den kurzen Gesprächsfetzen wie selbstverständlich Menschen mit einer Herkunft aus (Ost-)Europa, Russland und dem (süd-)ostasiatischen Raum nicht unter dem Terminus ›Migrant*in‹ subsumiert – »ein Spanier ist ja kein Migrant« und die »aus dem russischsprachigen Raum [...] zählen ja nie«. Eine mögliche Relevanz dieser Herkunft bedurfte mitunter einer Herausforderung durch ein gezieltes Nachfragen meinerseits. Ob dann ebenjene Menschen, die vermeintlich schon »lange« hier leben, eine Form von diskursivem Einschluss zur weißen und deutschen Mehrheitsgesellschaft erfahren, ob sie zum »Stammpersonal«, zu »Leuten von uns« gehören oder ob sich hier bereits Hierarchisierungen abzeichnen, werden die nachfolgenden Seiten beantworten. Zunächst kann festgestellt werden, dass sie ›oberhalb‹ – ob geografisch oder evaluativ – einer vorgeblich existierenden, undefinierbaren Masse von »Jemand[s]« positioniert werden.

Die »richtigen« Migrant*innen oder Migrant*innen »in dem Sinne«, wie es heißt, können hingegen als nicht personifizierte »Jemand[s] von da unten« konturiert werden – »von da unten aus Syrien oder dem Irak oder so«, woher genau, ist offenkundig unerheblich (der Mann hatte eine jemenitische Herkunft, wie sich nachträglich herausstellte). Menschen, die in Verbindung mit der verstärkten Fluchtzuwanderung post 2015 stehen, verschwimmen in der Betrachtung zu einem konturlosen, nicht notwendigerweise zu spezifizie-

1 Um mein Thema von Interesse ins Feld zu führen und einer distanzschaffenden Verwissenschaftlichung des Alltagsgesprächs (Bourdieu 1997) entgegenzuarbeiten, entschied ich mich dazu, die Termini ›Mensch mit Migrationshintergrund‹ oder ›Migrant*in‹ im Kontakt zu meinen Gesprächspartner*innen zu verwenden. Bemerkenswerterweise überschrieben einige Gesprächspartner*innen diese begrifflichen ›Krücken‹. Es zeigte sich, dass der Begriff ›Ausländer‹ im Alltagsdiskurs und dem sprachlichen Habitus (Bourdieu 2012) meiner Gegenüber etabliert ist. So reagierte die 78-jährige Margarethe Peters sogar gereizt auf den Begriff ›Migrant*in‹, als ich während meiner Feldphase ihre Wohnung betrat und ihr mein Forschungsanliegen schilderte: »Reden Sie Deutsch mit mir!«, reglementierte sie mich und fügte nach einer kurzen Pause an: »Was soll ich mit den Ausländern?«. Um mich als Gesprächspartnerin nicht vorzeitig in ein ›Außen‹ zu manövrieren und die von mir angestrebte möglichst symmetrische Gesprächsbasis nicht zu gefährden, übernahm ich temporär den rassistisch konnotierten Terminus ›Ausländer‹, um – und da zeigt sich das Paradox und Dilemma rassismuskritischer Forschung einmal mehr – besser wissenschaftlich arbeiten zu können.

renden Ganzen. »Unten« rekurriert hier möglicherweise darauf, dass die Herkunftsländer der Menschen auf der gewöhnlichen westlichen Landkarte unter Europa angeordnet sind, »unten« kann aber auch eine imaginierte Rückschrittlichkeit anzeigen. Zunächst erst einmal ist es ein Ort, der als »ganz weit weg« beschrieben wird; eine Charakterisierung, die regional, aber auch emotional gedeutet werden kann.²

Dass viele Pflegedienste nach Aussagen ihrer Leitungskräfte »noch« keine – vor allem »richtige« – Migrant*innen beschäftigen, spiegelt das Ergebnis meiner telefonischen Umfrage – wie aus Kapitel 3.2 bekannt ist – auch quantitativ wider. Die im vagen »noch« mitschwingenden Konnotationen, das sei vorweggenommen, schwanken zwischen einem randständigen Bedauern, einem japsenden »Haben Sie welche für mich?«, was im Kontext des Fachkräftemangels zu verstehen ist (siehe Kapitel 6.2), und einer dominierenden Unbehaglichkeit, einem Aufatmen – »noch« sind wir »nicht betroffen«, wie die Aussage von der Pflegedienstleiterin Silvia Meyer interpretiert werden kann. Gerade auf letztere Konnotation werden sich die kritischen Analysen auf den nachfolgenden Seiten konzentrieren.

Zunächst kann – nach Betrachtung dieser ersten kurzen Momentaufnahmen – resümiert werden, dass sich im Kontext der häuslichen Pflege ein relativ eindeutiges Bild von als migrantisch gelesenen Anderen abzeichnet und »überindividuelle Zugehörigkeitswirklichkeiten« (Mecheril 2004: 46) festgelegt erscheinen. Wer zu den »richtigen« Migrant*innen zählt, scheint ja bekannt zu sein. In der Konsequenz zeichnet sich eine Praxis dichotomen Klassifizierens in akzeptiertere wie etabliertere – möglicherweise als freundlich, kompatibel eingestufte – »Andere« und nicht etablierte, problematisierte – möglicherweise als feindlich entworfene – »Andere« ab. So wird augenscheinlich, dass »Migrant*innen« nicht per se existieren, sondern ein »relationale[s] Phänomen« (Mecheril 2010: 17) bilden. Die Konstruktion des*der »Anderen« ist eine gesellschaftsbezogene, lokale, kontextuell und zeitgeschichtlich divergierende Praxis.

Bevor ich mich ausführlich der Repräsentation der hier wirkenden sozialen Konstruktionen widme, werde ich auf die sprachwissenschaftliche Bedeutung der sogenannten »Abtönungspartikeln« in der gesprochenen Sprache – hier zu »ja«, »doch« und »eben« – eingehen. Diese Abtönungspartikeln treten in den von mir geführten Gesprächen häufig auf und weisen eine epistemische Qualität auf. In diesem Sinne wirken sie wesentlich auf den propositionalen Akt einer Sprechhandlung und können als sprachliche Markierungen verstanden werden, die ein als geteilt angenommenes bzw. der Kommunikation unterstelltes (Gruppen-)Wissen anzeigen. Durch eine Fokussierung dieser zweckgerichteten »Füllwörter« soll ein feineres Lesen überindividueller, diskursiv geformter Wissensbestände möglich werden, die wiederum in Gesprächssituationen selbst Macht verteilen. Über ihre Betrachtung wird augenfällig, was der*die Sprecher*in

-
- 2 Es kündigt sich an, dass diese Binarismen von Ambivalenzen durchzogen sein können. »Hochqualifikation« bzw. Akademiker*innen-Dasein erfahren – auch unter den »Jemands« – bereits in den kurzen telefonischen Aussagen eine Form von Einschluss und Anerkennung auf einer imaginierten Zugehörigkeitsskala: »Ja, wir haben so jemanden [aus Syrien] genommen. Aber der kommt ja vermutlich nicht infrage, der studiert hier nebenbei, hat ein Stipendium, er studiert molekulare Biotechnologie.« Der Zusammenhang zwischen der benannten Zugehörigkeit zu den »Jemands«, die ich angeblich suche, und seines aber doch ganz selbstverständlichen »Nichtinfragekommens« für meine Forschungsarbeit kann als intersektionell rassistisch-klassistisch strukturiert gelesen werden.

eigentlich denkt oder *mitdenkt* und welche stillschweigenden Präsuppositionen, welches Wissen im Gespräch vorausgesetzt wird – nicht zuletzt, wenn es heißt, »*Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...*«.

5.1 »... das ist ja kein Migrant«

Die sprachwissenschaftliche Bedeutung von Abtönungspartikeln

Die den sogenannten ›Abtönungspartikeln‹ zuordenbaren Wörtchen wie ›ja‹, ›doch‹ und ›eben‹ galten in der Partikelforschung lange Zeit »als beliebig eingestreute, im Grunde überflüssige Zutaten« (Diewald 2009: 120). Ihre sprachliche Verwendung wurde mit umgangssprachlicher Unachtsamkeit in Verbindung gebracht, sodass es sie stilistisch zu vermeiden galt (ebd.; Storz 2017: 167).³ Funktional-pragmatisch betrachtet, sind die Abtönungspartikeln aber ›hochfrequent‹ (Storz 2017: 167). So arbeiteten sprachwissenschaftliche Analysen heraus, dass jene ›Füllwörter‹ Präsuppositionen und allgemein im Diskurs geteilte Wissensbestände anzeigen, die der Kommunikation vorausgesetzt werden. Sie stellen im Gespräch eine Beziehung zu dem Wissen her, das zwischen den Gesprächspartner*innen bzw. von dem*der Sprecher*in als geteilt unterstellt wird oder vermeintlich zum ›Alltagswissen‹ der Gruppe gehört (Schlieben-Lange 1979: 313). Ludger Hoffmann wählt dementsprechend für die Abtönungspartikeln die prägnante Bezeichnung »Wissensmarkierer« (Hoffmann 2003b: 64) und Harald Weydt betont, dass sie »die Stellung des Sprechers zum Gesagten [...] kennzeichnen« (Weydt 1969: 68). Ihrer Analyse und der Interpretation der von ihnen verfolgten Zwecke bzw. ihrer Wirkungsweise liegt nachfolgend eine funktional-pragmatische Sprachbetrachtung zugrunde.

Die ›Funktionale Pragmatik‹ kann innerhalb der Linguistik als eine »spezifische Analyseweise« verstanden werden, »der eine handlungstheoretische Auffassung von Sprache zugrunde liegt« (Brünner/Graefen 1994: 9). Sie untersucht »sprachliches Handeln als Teil des gesellschaftlichen Handelns« (ebd.: 14). So steht die Funktionale Pragmatik einerseits »in Opposition zur strukturalistisch geprägten Linguistik« (ebd.: 10), die sich der Beschreibung sprachlicher Systeme zuwendet. Andererseits werden in der funktional-pragmatischen Sprachbetrachtung strukturalistisch orientierte Untersuchungsergebnisse nicht verabschiedet, sondern vielmehr weitergeführt. Entgegen der Saussure'schen Fragestellung zielt die Funktionale Pragmatik auf einen Einbezug nonverbaler und paralinguistischer Formen von Kommunikation sowie des Handlungskontextes und gesellschaftlicher Zusammenhänge in die Analyse (ebd.).

Diese Konzeption von Sprache entwickelte sich in der Linguistik in Deutschland Anfang der 1970er-Jahre (pragmatische Wende); sie vollzog sich vor dem Hintergrund einer verstärkten Rezeption der britischen Ordinary Language Philosophy, was in besonderem Maße die Arbeiten von John L. Austin und John R. Searle einschließt (Ehlich 2007: 1). Neben den bis dato dominanten Kernbereichen der Linguistik, wie Grammatik und

3 Als Abtönungspartikeln können auch ›aber‹, ›auch‹, ›bloß‹, ›denn‹, ›eigentlich‹, ›etwa‹, ›halt‹, ›mal‹, ›nur‹, ›schon‹, ›vielleicht‹ und ›wohl‹ klassifiziert werden (Diewald 2009: 118). Wörter mit gleicher Schreibung können in Sätzen aber auch als Konjunktoren/Konjunktionen (vgl. ›aber‹), Adverbien oder Adjektive fungieren (ebd.: 125).